

Oft sieht das, was am Ende eines komplizierten Denkprozesses steht, banal aus — im Sinne von „Das hätte er doch gleich sagen können!“. Hätte er aber nicht: denn in der Natur der Sache liegt es, daß die Lektüre einer engagierten philosophischen Arbeit das Begreifen erweitert. Etwa so, wie eben die Welt ganz anders aussieht, wenn man sie von oben betrachtet hat und dann ins Tal zurückkehrt. Und Koßler mußte sehr hoch klettern, um sich einen Überblick über die „Schopenhauersche“ und „Hegelsche Systemlandschaft“ zu verschaffen. Nicht nur die „Gratwanderung“ des ersten Teils ist ihm gelungen, sondern auch der „Abstieg“... Er schließt mit einem Plädoyer für das Selbst-Denken, das in unserer Zeit überlebensnotwendig geworden ist: „... dies Begreifen *muß* [Hervorhebung von mir, M. R.] erfolgen, denn nur insofern der Begriff in Wahrheit die Realität erfaßt und nicht abseits von ihr in Modellen, Hypothese, Ideen und Überzeugungen sich umtreibt, ist der Mensch Herr über die Natur und nicht in der Gefahr, als Spezies im Weltlauf so unterzugehen, wie das diskrete Individuum der List der Vernunft oder des Willens erliegt.“ (S. 243)

Margit Ruffing (Wiesbaden)

LUDGER LÜTKEHAUS [Hrsg.]: Die Schopenhauers. Der Familien-Briefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer. Zürich: Haffmans Verlag 1991. 356 S.

Ein Familienbriefwechsel, als Ganzes genommen und inhaltlich betrachtet, skizziert eine Familiengeschichte; die der Schopenhauers hat Rüdiger Safranski in seiner Rezension des Lütkehaus-Buches für DIE ZEIT (Nr. 50, 6. 12. 1991) aufgezeichnet. Als Ergänzung zu unserer Kurzrezension wollen wir Safranskis Artikel „Die Schopenhauers. Über eine Familie, die sich nichts geschenkt hat“ an dieser Stelle für die Jahrbuch-Leser dokumentieren:

Ein Familienbriefwechsel ganz eigener Art liegt hier vor. Gewöhnlich gibt es einen Helden, dessentwegen wir uns auch für seine Familie interessieren. Wir nehmen sie als biographisches Umfeld, eine Kulisse, die um unseren Helden herumsteht und in der er agiert. So aber verhält es sich nicht bei den Schopenhauers.

Der Vater stirbt 1805, die Mutter 1838. Als die Schwester Adele 1849 stirbt, steht der große Durchbruch Arthur Schopenhauers immer noch aus. Erst zwei Jahre später beginnt seine steile Karriere. Keines der Familienmitglieder hat das erlebt. Sie sind alle vor Arthur Schopenhauers großer Zeit gestorben. „Diese Familie hat sich nichts geschenkt“, schreibt der Herausgeber dieses Familienbriefwechsels in einem instruktiven Vorwort.

Tatsächlich: In dieser großbürgerlichen Familie geht es nicht familiär zu, es fehlt das symbiotische Biotop. Diese Familie ist eine Schule des Narzißmus der kleinen und großen Differenz. Sich unterscheiden, Individualität — darauf kommt es in ihr an. „Kein Glück ohne Freiheit“, so lautete das Lebensmotto des Vaters. Das führte dazu, daß aus der Familiengeschichte ein Familiendrama wurde, dessen Zeugen wir durch diesen Familienbriefwechsel werden [...].

Der Vater, Heinrich Floris, ist ein patrizischer Herrscher, der seinen Sohn zu einem ebensolchen machen möchte: tüchtig, unabhängig, bürgerstolz. In den wenigen Briefen des Vaters an den Sohn zwischen 1799 und 1805 wird Arthur immer wieder zur aufrechten Haltung ermahnt: „Die schöne Stellung am Schreibpulte wie im gemeinen Leben ist gleich nöthig; denn wenn man ... einen so darnieder gebückten gewahr wird nimmt man ihn für einen verkleideten Schuster oder Schneider“ (23.10.1804). Bloß das nicht. Deshalb soll der Sohn seinen Prinzipal in Danzig bitten, ihm „einen Schlag zu reichen“, wenn er wieder krumm herumsteht. Nicht nur gegen krumme Haltung, auch gegen krumme Buchstaben und krummen Stil schreitet der Vater ein. Seine diesbezüglichen Ermahnungen sind aller-

dings selbst in abenteuerlichem Stil abgefaßt: „Heute am 8. Tag hat die Mutter dir einen langen Brief erlassen, den ich dir bitte, sehr ernstlich zu behertigen, sonst ich äußerst aufgebracht seyn würde, denn schreiben du durchaus lernen mußt in gantzer Vollkommenheit, und die anderen Dinge bloß Nebensachen dagegen sind“ (26. 7. 1803). Die Mutter flankiert die Erziehungsmaßnahmen des Vaters in elegantem, plauderhaften Stil. Sie rezensiert die Briefe des Sohnes: „Die Wahrheit willst Du, soll mit Ihrer Fackel die ägyptische Finsterniß in England durchbrennen, wie kannst Du der Wahrheit so etwas zumuthen? Eine Finsterniß kann soviel ich weis, wohl erleuchtet werden aber brennen, mein Sohn, brennen kann sie wahrhaftig nicht“ (4. 8.1803).

Stil gehört bei den Schopenhauers einfach zur bürgerlichen Stattlichkeit. Die Kunst, sich von anderen zu unterscheiden, beginnt bei der Sprache.

Selbstbewußtsein, Realitätssinn, Weltoffenheit, Stil — das kann Arthur im Elternhaus lernen, aber die emotionale Atmosphäre ist herb und kühl, denn Johanna, die Mutter, hadert mit ihrer Mutterrolle. Sie hat sich mehr von ihrem Leben versprochen. Sie liebt die große Welt, geographisch und gesellschaftlich. Sie liebt das Schönegeistige, vor dem sie ihren Sohn warnt. Sie will ihr eigenes Leben. Daß sie es nicht hat, daran erinnern sie die Mutterpflichten täglich. Mit der Geburt Arthurs 1788 war die Falle zugeschnappt. Der Tod ihres Mannes 1805, vermutlich ein Selbstmord, wirkt als Befreiung. Der Sohn erscheint ihr allzu kummervoll, was ihr auf die Nerven geht: „Mein Wunsch ist, daß Dein Schmerz sich gemäßigt habe, nachdem Du der Natur den Tribut an Trauer geleistet hast ... und daß du angefangen haben mögest Deinem Schmerz mehr philosophisch ins Auge zu sehen.“

Während der Sohn sich zu solcher „Philosophie“ noch nicht ermutigen kann, handelt sie, mit großer Lebhaftigkeit, wie neu geboren. Sie löst das Handelsgeschäft in Hamburg auf, nimmt ihren Wohnsitz in Weimar. Sie möchte den erlauchten Häuptern der Kultur nahe sein, auf dem Olymp ihr geselliges Talent erproben. Johanna ist dabei, sich eine neue Welt zu erobern, während Arthur noch klafertief in der alten, der väterlichen Welt steckt, genauer: in der des Vaters wegen begonnenen Kaufmannslehre. Am Tag der Abreise nach Weimar entzieht sie sich der Abschiedszeremonie. Am Morgen des 21. September 1806 findet Arthur nur noch einen Brief vor, den die Mutter nachts geschrieben hat: „Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von Deiner Cigarre, und ich weiß, daß ich Dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde...“ Auffällig die Erwähnung des Zigarrenrauchs beim letzten gemeinsam verbrachten Abend: Sie will Arthur weniger als Sohn denn als Mann in Erinnerung behalten. Sie wünscht sich den 18jährigen selbständiger, als er ist. Er soll für sich selbst Verantwortung übernehmen.

Nach dem Abbruch seiner Kaufmannslehre zieht es auch Arthur nach Weimar. Das versetzt die Mutter in Alarmzustand: Sie fürchtet um ihre Freiheit, denn sie weiß, welche Freiheiten sich Arthur herausnimmt. Sie zeichnet ein Portrait ihres Sohnes, das diesem begreiflich machen soll, weshalb ihr an räumlicher Distanz so viel liegt: „Du bist kein böser Mensch, Du bist nicht ohne Geist und Bildung ... aber dennoch bist Du überlästig und unerträglich, und ich halte es für höchst beschwerlich mit Dir zu leben, alle Deine guten Eigenschaften werden durch Deine Superklugheit verdunkelt und für die Welt unbrauchbar gemacht, bloß weil Du die Wuth alles besser wissen zu wollen, überall Fehler zu finden außer in Dir selbst ... nicht beherrschen kannst ... Niemand kann es ertragen von Dir der doch auch so viele Blößen giebt sich tadeln zu lassen ... Solch eine ambulirende Litteraturzeitung wie Du gerne seyn möchtest, ist ein langweiliges gehässiges Ding, weil man nicht Seiten überschlagen oder den ganzen Kram hinter den Ofen werfen kann, wie mit den gedruckten“ (6. 11. 1807).

Da nun aber Arthur nicht von Weimar fernzuhalten ist, legt sie ausdrücklich die Beziehungsregeln fest: damit „beyder Freiheit kein Abbruch geschieht“. In diesem Zusammenhang formuliert Johanna jenen Satz, der ihr ganzes Verhältnis zum Sohn auf den Punkt

bringt: „Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen daß Du glücklich bist, aber nicht ein zeuge davon zu seyn.“

Arthur hat sich über den Distanzwunsch der Mutter hinweggesetzt, einige Jahre später wird er dann sogar den Ersatzpatriarchen bei ihr spielen, in ihr Leben hineinregieren wollen, er wird sich mit ihrem Hausfreund anlegen und ihr einen schlimmen Vorwurf machen: Sie habe den Vater durch ihre Selbstsucht und Gleichgültigkeit in den Tod getrieben.

Leider aber hören wir in diesem Streit fast immer nur eine Stimme: die der Mutter, denn ein erheblicher Teil der Briefe Arthurs ist später von der Schwester Adele, im Zorn und in der Verzweiflung über ihren Bruder, vernichtet worden. Am 16. Mai 1814 muß es zu einer wüsten Szene zwischen Mutter und Sohn gekommen sein. Am nächsten Tag schreibt Johanna einen Brief, der das Band zwischen ihr und dem Sohn zerreißt. „Die Thüre die Du gestern nach dem Du Dich gegen Deine Mutter höchst ungeziemend betragen hattest so laut zuwarfst fiel auf immer zwischen mir und Dir ... Du selbst hast Dich von mir losgerissen, Dein Mistrauen, Dein Tadeln meines Lebens, der Wahl meiner Freunde, Dein wegwerfendes Benehmen gegen mich, Deine Verachtung gegen mein Geschlecht ... Deine Habsucht ... dies und noch vieles mehr das Dich mir durchaus böseartig erscheinen läßt, dies trennt uns ... Ziehe hin ... ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen.“

Hintersinnig ist der letzte Satz dieses Briefes: „Lebe und sei so glücklich als Du kannst.“ Ihr Sohn wird nicht glücklich werden können, davon ist die Mutter überzeugt, denn er lebt nicht in Frieden mit sich, was er ihr angetan hat, wird als Fluch auf ihm lasten. Tatsächlich wird Arthur diesen Zwist nie ganz verwinden. Noch bis in seine späten Jahre kann er nicht ohne Erbitterung und Groll über die Mutter sprechen. Auch er war tief verletzt worden. Er hatte sich die Monate vor der endgültigen Trennung schroff gezeigt, und die Mutter, die durchaus nicht um die Liebe ihres Sohnes kämpft, aber ein bequem-behagliches Auskommen mit ihm sucht, reagiert auf das Gesicht, das Arthur ihr zuwendet. Dieses Gesicht aber ist eine Maske. Arthur praktiziert ein *double-bind*. Sein äußeres Verhalten und seine geheimen Wünsche widersprechen sich. Doch nicht die Mutter, sondern er selbst wird zuletzt zum Opfer seiner Selbstinszenierung. Die Mutter fängt ihn in der Falle, die er selbst gebaut hat. Wenn sie Ihren Distanzwunsch vorbringt, kann sie sich nämlich auf Arthurs Sprüche berufen: „Du hast mir oft bei anderer Gelegenheit mit Recht gesagt, wir beide sind zwei, und so muß es auch sein“, schreibt sie.

Doch der Sohn will offenbar nicht beim Wort genommen werden, er will im Haus bleiben und bietet einen höheren Betrag für Kost und Logis. Er bietet also Geld an, und darin steckt beides: eine Beleidigung und die verzweifelte Bitte, bleiben zu dürfen. Die Mutter kann diese Bitte nicht heraushören, weil sich Arthur dieser Bitte schämt und sie im schroffen und beleidigenden Stolz eines geschäftsmäßigen Rituals verbirgt. Alles wird für ihn zum Kampf, in dem es nur Sieger und Besiegte geben kann. Das Kampfgetöse muß das Wimmern des schlecht geliebten Kindes übertönen. Deshalb rückt er schließlich mit solch maßlos verletzender Energie gegen die Mutter vor. Gleichzeitig schreibt er 1814 in seinem philosophischen Tagebuch: „Wir folgen der Finsterniß, dem grimmigen Drange des Lebenswollens, gehn tiefer und tiefer in Laster und Sünde in Tod und Nichtigkeit — bis nach und nach der Grimm des Lebens sich gegen sich selbst kehrt, wir inne werden welches der Weg sei den wir gewählt, welche Welt es sey die wir gewollt, bis durch Qual, Entsetzen und Grausen wir zu uns kommen, in uns gehn und aus dem Schmerz die bessere Erkenntniß geboren wird.“

Diese „bessere Erkenntniß“ wird Arthur veranlassen, von nun an nur noch geschäftsmäßig mit der Mutter zu verkehren. Und das Tragikomische dieser bürgerlichen Familienbande besteht nun darin, daß so fürchterlich viel Geschäftsmäßiges, Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten, anfällt. Im größeren Teil des gesamten Briefkonvolutes wird die Software der Gefühle gänzlich verschlungen von der Hardware des Geldes.

Nochmals zu einer dramatischen Zuspitzung kommt es 1819 beim Bankrott des Bankhauses Muhl in Danzig, wo die Mutter und Adele ihr gesamtes Vermögen und Arthur ein Drittel davon stehen haben. Arthur verweigert sich einem gemeinsamen Vorgehen. Er pokert kühl: läßt Mutter und Adele einen Vergleich mit Muhl schließen, bei dem sie drei Viertel ihres Vermögens verlieren, und präsentiert dann Muhl, der sich durch dieses Manöver salviert hat, seine Wechsel und wird seinen Vermögensanteil sogar mit Zinsaufschlag retten. Anders gesagt: Weil Mutter und Schwester verlieren, wird er gewinnen. Arthur ist stolz auf seine Kaltblütigkeit.

Auf dem Höhepunkt dieser Auseinandersetzung will Adele Selbstmord begehen (das berichtet sie später ihrer Freundin Ottilie von Goethe). Was sie schließlich davon abhält, wissen wir nicht. Überhaupt Adele. Von ihr war bisher noch wenig die Rede. In diesem Familienbriefwechsel aber sind ihre Briefe sicherlich die eindrucksvollsten. Adele, neun Jahre jünger als ihr Bruder, steht zwischen den Fronten: Sie bewundert ihren Bruder und lebt bei der Mutter, ein zerreißen Loyalitätskonflikt. Ein Zeichen großer Souveränität, daß sie ihn überhaupt aushält. Adele, deren Vermögensanteil von der Mutter aufgezehrt wird, wodurch die Heiratschancen dieses äußerlich häßlichen Mädchens vollends vernichtet werden, Adele also muß sich auch noch den Argwohn Arthurs gefallen lassen, der überall finanzielle Übervorteilung wittert und auch die Beziehung zur Schwester aufs Geschäftliche zu reduzieren versucht. Für den Bruder ist Adele eine Verbündete der Mutter, und die Mutter sieht in ihr manches Mal eine Verbündete des Bruders.

Adeles trauriges Geschick ist ein ganz eigenes Kapitel dieser Familiengeschichte. In ihren Briefen an den Bruder wird es in Umrissen deutlich.

Als junges Mädchen galt sie in Weimar als Wunderkind: klug, belesen, kunstfertig. Sogar Goethe nahm sich ihrer an. Adele war ein Genie der Freundschaft, aber die große Liebe fand sie nicht. Keiner liebt sie so, wie sie geliebt sein wolle, schreibt sie einmal. Sie sucht den Mann ihres Herzens, und was sie sonst noch tut — dichten, Scherenschnitte fertigen, Theater spielen, reisen, reden —, das sind für sie nur Präliminarien, Ersatzhandlungen für ungelebtes Leben. Im Tagebuch schreibt sie: „Meine Tage fließen in unbestimmter Dämmerung hin, Freude, Schmerz, Sorgen, Scherz; wie auf einer Reise streifen sie an mir vorbei, nirgends ein fester Halt, nirgends ein ruhiges Gefühl des Daseins und Wirkens.“ Auch die Geschwister haben sich nach dem großen Streit nur noch selten gesehen, zwischen 1822 und 1831 bricht der Briefverkehr ab. Als Arthur ihn wiederaufnimmt, antwortet Adele am 27. 10. 1831 mit einem ausführlichen Brief, der fast so etwas wie eine Bilanz ihres Lebens enthält. Sie erzählt die Geschichte der letzten Jahre: unglückliche Liebe, Geldnot, Abschied von Weimar, das Leben in Unkel und Bonn, ihre Seele habe „zwischen Wahnsinn und Tod“ geschwankt. Jetzt sei es still in ihr geworden, „keine einzige leidenschaftliche Empfindung bewegt mich, keine Hoffnung, kein Plan — kaum ein Wunsch; denn meine Wünsche streifen an das Unmögliche; so habe ich ihrem Flug und Zug nachsehen lernen, wie dem der Vögel in der blauen Luft. Ich lebe ungerne, scheue das Alter, scheue die mir gewiß bestimmte Lebensensamkeit, ich mag nicht heirathen, weil ich schwerlich einen Mann fände, der zur mir paßte ... Ich bin stark genug um diese Öde zu ertragen, aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe.“ Mit einer intimen Wendung zieht sie ihren Bruder in den eigenen Todeswunsch hinein. Sie wundere sich, schreibt sie, warum Arthur so am Leben hänge und so voller Angst vor der Cholera aus Berlin geflohen sei... „Mich kennt fast niemand“, schreibt sie weiter, „denn meine Seele hat ein Gesellschaftskleid wie die Venezianischen Schleier und Masken, von mir selbst sieht man nicht viel. Warum die Leute langweilen? Sie wollen meistens bloß oberflächliche Worte...“ Sie deutet den Wunsch an, Arthur möge doch nach ihr suchen, hinter ihr „Gesellschaftskleid“ blicken. Aber sie will den Bruder nicht behelligen, sie wird ihm

näherkommen, wenn er seinerseits bereit ist, sich zu öffnen. „Fürchte kein Spionieren, was Du von Deinen Verhältnissen verschweigst, werde ich nie zu errathen suchen.“

Doch für Arthur ist das alles schon wieder zudringlich über das Maß hinaus. So genau möchte er vom Elend der Schwester nicht wissen. Er wehrt sich dagegen, in ihre jammervolle Existenz hineingezogen zu werden. Das ist nicht einfach Hartherzigkeit, sondern Angst vor dem Mitleidenmüssen, das ihn, weil es an eigene Depressionen rührt, lähmt, weshalb er sich dagegen wehrt. Solches fast schon zwanghafte Mitleiden kommt zum Vorschein dort, wo Adele es nicht so sehr braucht: bei ihren Zahnschmerzen beispielsweise, von denen sie ihm berichtet hat. „Daß Du Dich so abquälst meiner Zahnweh wegen“, sei doch höchst verwunderlich, schreibt sie. Arthur hat Angst, von Adele beansprucht zu werden. Immer wieder muß sie diesbezügliche Befürchtungen bei ihrem Bruder zerstreuen. „Ich werde meine Mutter gewiß überleben, aber keineswegs wirst Du mich unsicher u. unklar mich an Dich klammern finden! Ich weiß ich werde viel, viel ärmer seyn als Du, aber sey ganz ruhig, ich werde mir selbst helfen, und sterbe ich einst ganz einsam, so wirst Du was dann noch da ist von mir geordnet u. wohlbehalten erben.“ Adele hatte kühn damit begonnen, dem Bruder ihr Herz aufzuschließen. Arthur hatte sich das ängstlich verbeten und selbst auch keinen Blick in sein Inneres gestattet — so bleibt es schließlich beim Geschäftlichen. Immerhin berät Arthur seine Schwester in Vermögensangelegenheiten, uneigennützig. Sogar eine Abschrift seines Testaments überläßt er ihr. Sie kann es gar nicht glauben und schickt das Dokument bei Gelegenheit zurück.

Adeles trauriges Leben endet 1849. Ihr letzter Brief, verfaßt am 20. August 1849, am Tage des Sterbens, ist auf ergreifende Weise geschäftsmäßig: „Erlaube mir, daß auf den Fall eines sehr plötzlichen Endes meine Freundin Sybille Mertens diese Dir unnützen Dinge, nach meinem ihr bekannten Willen unter meine Jugendfreunde vertheilt. Du würdest sehr wenig durch den Verkauf zu Deiner Gunst gewinnen.“ Noch auf dem Sterbelager mußte Adele Angst haben, ihr Bruder könnte ihre Verfügungen anfechten. Aber da hatte sie sich denn doch in ihm getäuscht, denn ihr letzter Brief kreuzte sich mit dem seinen, darin er schrieb: „Wenn es inzwischen zu Deiner Beruhigung gereicht, so gebe ich Dir die Versicherung, daß ich den von Dir ... gewünschten Anforderungen nachkommen werde, im Falle daß Du wirklich, wie wir Buddhaisten es nennen, das Leben wechseln solltest. Hoffentlich wird es dazu dies Mal noch nicht kommen und daß der Himmel Dich stärke und erhalte ist der wahrhaft aufrichtige Wunsch Deines Bruders Arthur Schopenhauer.“

Dieser versöhnliche Schluß des ganzen Familienbriefwechsels kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß unser Philosoph in ihm keine gute Figur macht. In seinem „besseren Bewußtsein“, wie er seine inspirierenden Augenblicke der großen Gelassenheit [nennt], wenn der Daseinswille nicht mehr tobt und abläßt vom Furor der Selbstbehauptung um jeden Preis, in diesen Augenblicken also hat er das auch selbst gewußt. Und es sind diese Augenblicke der Abrüstung durch Besonnenheit, aus denen seine Philosophie entspringt. Eines ihrer großen Themen aber wird sein jener aus dem Prinzip der Individuation herrührende Tumult der allgemeinen Verfeindung, den er auch in seiner Familie erlitt und zugleich anrichtete. Dieser Familienbriefwechsel gibt Schopenhauers Philosophie die nötige Erdung. (Rüdiger Safranski)

„Dieses einzigartige, biographische, psychologische, philosophische, literarische und kulturgeschichtliche Dokument wird hier mit insgesamt 214 Briefen erstmals zusammenhängend in der heute möglichen Vollständigkeit und Authentizität vorgelegt.“ (Umschlagtext)

Ob dem Leser mit dieser Briefesammlung wirklich ein psychologisches, philosophisches und kulturhistorisches Dokument vorliegt, hängt davon ab, ob der Briefwechsel der Familie Schopenhauer zwischen 1799 und 1849 unter o.g. Gesichtspunkten Untersuchungen

erfährt; mit Lütkehaus' editorischer Arbeit ist zunächst einmal nur die Grundlage dafür geschaffen.

Der Herausgeber hat in chronologischer Reihenfolge 214 Briefe von Heinrich Floris, Johanna, Arthur und Adele Schopenhauer zusammengetragen (dabei stammen die wenigsten von dem berühmtesten Schopenhauer, da Adele den größten Teil der an sie und die Mutter gerichteten Briefe Arthurs vernichtet hat): 11 vom Vater, 96 von der Mutter, 89 von der Schwester und 18 von Arthur selbst.

In einer „Editorische[n] Notiz“ schreibt der Herausgeber: „Die Briefe werden so reproduziert, wie sie uns erhalten oder, bei verlorengegangenen Stücken, anderweitig überliefert sind. [...] Von jeder Korrektur, Vereinheitlichung oder Modernisierung der Orthographie und Interpunktion wurde abgesehen.“ (43) Im bibliographischen Teil des Anhangs wurden die Quellen vermerkt, „deren editorische Arbeit bei allen Differenzen im einzelnen dankbar genutzt wird“ (ibid.). Hier würdigt Lütkehaus insbesondere die große editorische Leistung Arthur Hübschers, der die historisch-kritisch unzureichende Briefedition in der Deussen-Ausgabe grundlegend überarbeitet und eine eigene Ausgabe von Schopenhauers „Gesammelte[n] Briefe[n]“ besorgt hat. Der Herausgeber läßt allerdings — zu Recht — Hübschers Verfahren nicht gelten, Zitate Arthurs aus den Briefen Adeles und Johannas herauszulösen und als eigenständige Brieffragmente zu dokumentieren (44 f.).

Gleichwohl erhebt Lütkehaus für die vorl. Sammlung nicht den Anspruch, eine historisch-kritische Edition besorgt zu haben, sondern „eine philologisch zuverlässige Leseausgabe“ (43). Es geht ihm ja auch gar nicht darum, Arthur Schopenhauers Briefe aufzubereiten, für eine philosophie-konstitutive Spurensuche im brieflich dokumentierten Alltags- und Privatleben des Denkers. Vielmehr will der Herausgeber „höchst ausgeprägte, gleichermaßen berechnete und um ihrer selbst willen dokumentierenswerte Individualitäten“ (9) zeigen und damit „ein Ensemble familiärer Verhältnisse, in dem sich eine philosophisch erkenntnisförderliche, nicht erkenntnisbinderliche Lebensgeschichte entwickelt“ (9).

Während Lütkehaus seine Erläuterungen im Familienbriefwechsel „auf das verständnisnwendige und -wichtige sowie auf die Übersetzung und den Nachweis der Zitate bzw. der fremdsprachigen Texte beschränkt“ (45), gibt er in der umfangreichen Einleitung (7-42) seine Sicht der anhand der Briefe nachvollziehbaren Familiengeschichte wieder. In kurzen Abschnitten skizziert er den äußeren Zerfall der Familie — der jähe Unfall- oder Freitod von Heinrich Floris, das eigen-willige Leben Johannas, das Leiden Adeles — mit dem ein „nachhaltiger künstlerischer und geistiger Steigerungsprozeß“ (12) der Frauen und Arthurs einhergeht; ein „Prozeß, in dessen Verlauf die Kreativität in dem Maße größer wird, wie sich die Mitglieder des familiären Ensembles voneinander distanzieren und befreien“ (ibid.). Diese durchaus interessante und annehmbare These bildet die Grundlage für die Interpretation der Schopenhauerschen Familiengeschichte, wie sie Lütkehaus rekonstruiert. Dabei versucht er ganz bewußt, die in der Schopenhauerforschung häufig unreflektiert tradierten Imagines der Personen „aufzuweichen“: das Bild von Johanna, der sich emanzipierenden Rabenmutter, von Adele, dem häßlichen Entlein mit dem edlen Gemüt, von Arthur, mal philosophischem Kauz, mal berechnendem Geier... kurz: die Schopenhauers nicht als Versammlung seltener und seltsamer Vögel, sondern als unfrei-willige Lebensgemeinschaft, gekennzeichnet durch „Desillusioniertheit, die gnadenlose Wahrhaftigkeit und Offenheit einschließt; Widerspruch bis zu blanker Rücksichtslosigkeit, Individuation bis zur restlosen Entfremdung“ (41).

Lütkehaus spricht von der Familie, läßt aber den Familien-Briefwechsel für sich sprechen. Im Anhang finden sich eine Verwandtschaftstafel, eine Zeittafel und ein Personenverzeichnis, die dem Leser bei der Lektüre hilfreich sein können.

Ganz gleich, ob man seine Beurteilung der Schopenhauerschen Familienbeziehungen teilen mag oder nicht, der Herausgeber hat mit dieser Edition eine Dokumenten-Samm-

lung vorgelegt, die nicht nur dem an Arthur Schopenhauer oder dessen Philosophie interessierten Leser unentbehrlich werden wird; sondern eine Sammlung, die, indem sie die Lebensumstände einer (wenn auch außergewöhnlichen) bürgerlichen republikanischen Familie des frühen 19. Jahrhunderts erhellt, auch einem soziologisch orientierten Leserkreis dienlich sein kann.

Margit Ruffing (Wiesbaden)

WOLFGANG RHODE: Schopenhauer heute. Seine Philosophie aus der Sicht naturwissenschaftlicher Forschung (= Wissenschaftsgeschichte 16). Rheinfelden/Berlin (Schäuble) 1991. 156 S.

Der Titel des Buches drückt die Auffassung aus, daß die Philosophie Schopenhauers als metaphysisches System nur dann Anspruch auf Aktualität erheben kann, wenn sie sich mit den neueren Erkenntnissen der Naturwissenschaften in Einklang bringen läßt. Dabei ist sich der Verf., Diplom-Physiker und Philosoph, bewußt, daß eine derartige Legitimation durch Ergebnisse der Naturwissenschaften nicht allgemein zur Bedingung der Anerkennung philosophischer Systeme gemacht werden kann: „Eine Anwendung dieses Kriteriums der empirischen Legitimation auf metaphysische Ansätze ist natürlich nicht zwingend. Sie kann nur durch die Hoffnung begründet werden, daß eine Lösung der im weitesten Sinne empirisch bedingten philosophischen Probleme des Menschen dadurch erleichtert wird.“ (S. 4) Im Fall Schopenhauers kann er aber mit gewissem Recht auf dessen vor allem in der zweiten Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung* und in der Schrift *Über den Willen in der Natur* geäußerte Forderung nach auch naturwissenschaftlicher Fundierung der philosophischen Thesen verweisen (S. 96). Angesichts der enormen Fortschritte, die die naturwissenschaftliche Forschung seit Schopenhauers Zeit gemacht hat, ergeben sich für die Arbeit zwei Schwerpunkte. Es soll untersucht werden, „wie die aus den Naturwissenschaften gegebenen Randbedingungen beschaffen sein könnten“ (S. 4). Der zweite Aspekt schließt eine den Veränderungen Rechnung tragende „Reformulierung“ (S. 7, 133 ff.) der Metaphysik Schopenhauers ein.

Der eigentlichen Untersuchung vorangestellt sind „Präliminarien“, in denen der Verf. zunächst einen kurzen Überblick über den Stand der Naturwissenschaften zur Zeit Schopenhauers gibt und dessen naturwissenschaftliche Ausbildung referiert, wobei auch auf den Kontakt zu Goethe eingegangen wird. Darauf folgt eine Rekapitulation der philosophischen Konzeption Schopenhauers, ausgehend von der Erkenntnistheorie, wie sie in der Schrift *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* dargelegt ist, und die Grunderkenntnis der Willensmetaphysik einschließend. Für das Thema besonders relevante Aspekte wie Schopenhauers Materialismuskritik und der dynamische und undogmatische Charakter seines Systems werden hervorgehoben. Dagegen nimmt der Verf. wesentliche Teile des Schopenhauerschen Systems, insbesondere Ideenlehre, Ästhetik und Ethik, nicht in die Darstellung auf. Dieses Vorgehen ist wegen der eingeschränkten Fragestellung durchaus berechtigt, nur muß er, wenn er eine Reformulierung der Schopenhauerschen Philosophie angeht, auch diese Bereiche mit einbeziehen, nimmt er den „einen Gedanken“ Schopenhauers ernst.

Das Verhältnis Schopenhauers zu den reinen (Mathematik, Logik) und den empirischen Wissenschaften seiner Zeit wird konzentriert und mit angenehmer Klarheit erörtert. Die Naturwissenschaften werden in der den Objektivationsstufen des Willens entsprechenden Reihenfolge: Mechanik, Physik, Chemie und Biologie einschließlich Evolutionslehre und